

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 139 (2019)

Artikel: Schulmeister mit schwerer Hand : erlebte und literarisch aufgearbeitete Prügelpädagogik im 20. Jahrhundert
Autor: Bernhard, Roberto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schulmeister mit schwerer Hand

Erlebte und literarisch aufgearbeitete Prügelpädagogik im 20. Jahrhundert

«Quand les pions sont borgnes,
les punitions tombent à l'aveuglette.»¹

In «La Strada», dem grossartigen Film von Federico Fellini aus dem Jahr 1954, versucht der primitive Schausteller, Kraftmensch und Entfesselungsartist Zampanò (Anthony Quinn) einer jungen, aparten Gefährtin (der unvergleichlichen Giulietta Masina) den Werberuf beizubringen, mit dem sie in den Dörfern jeweils die Ankunft ihres Herrn und Meisters zu verkünden haben wird: «E arrivato – Zampanò!» Die junge Frau gibt dies zunächst banal und tonlos als «Zampanò è arrivato» wieder. Ihr Arbeitgeber zwickt ihr deshalb mit einem Rütchen eins über die nackte Haut, bis sie die werbewirksame Satzstellung begriffen hat. Mit diesem Dressurakt exemplifiziert Fellini eine urtümliche Straf- und Erziehungsmethode.

¹ «Sind die Pauker einäugig, so fallen die Strafen blindlings.» Marcel Pagnol (1895–1974) in «Merlusse» (Collection de textes français, vol. 32, Editions A. Franke, Bern o.J.)

Gedanken zur «Aufarbeitung» noch sehr prägender Vergangenheit

Fellini zeichnet damit ein Sittenbild seiner Zeit. Seitdem die Geschichtsschreibung auch soziale Zustände und Vorgänge in ihre Analysen mit einbezieht, stehen solche Sittenbilder für spezifische Profile menschlichen Handelns, seien sie nun epochenübergreifend oder nur für einen bestimmten Zeitraum gültig.

Sodann haben, wegen des Interesses der Historie am sozialen (oder asozialen) Verkehr der Menschen miteinander, die Zeugen solchen Verhaltens – besonders wenn dieses Verhalten nach gegenwärtigen Verhaltensnormen verwerflich ist – den Mut gefasst, mit ihren Erlebnissen an die Öffentlichkeit zu treten, oft aus dem Bedürfnis nach Wiedergutmachung. (Die Aufdeckung noch vor relativ kurzer Zeit üblicher, damals aus dem kritischen Bewusstsein verdrängter Praktiken dient freilich nicht stets nur der Wahrheitsfindung und dem Erlangen von Genugtuung. Sie liefert auch das Futter für eine skandalisierungshungrige enthüllungspublizistische Industrie.)

Es ist zu begrüßen, wenn heutzutage dunkle Ecken, in denen physische Gewalttätigkeit – auch mit psychischen Auswirkungen – zu lange ihr Unwesen treiben konnte, ausgeleuchtet und damit für ebensolche Gewaltausübung ungeeigneter werden.

Die Ironie des Schicksals will es, dass das Streben nach Humanisierung im Bereich der Erziehung in eine Zeit fällt, in der es keinen ganzheitlichen Ansatz der Menschheit zu weniger Gewalt gibt. Vielmehr tritt diese anderweitig massiv in Erscheinung, Stichwort: Terrorismus. Dies ist jedoch kein Anlass, im kleinen Nahbereich davon abzulassen, unnötigen Rückgriff auf Gewalt auszuschalten. In der Gegenwart gibt es in unserem Kulturkreis insbesondere Bestrebungen, jede physische Gewalt mithilfe spezifischer Strafrechtsnormen aus der Kindererziehung zu verbannen. Dabei wird man sich die anzuwendenden Massstäbe zu überlegen haben. Es wird zu entscheiden sein, ob man auch die legendäre, oft als heilsam bezeichnete (ausnahmsweise!) «Ohrfeige zur rechten Zeit» kriminalisieren will, und ob der harmlose, bloss symbolische Klaps auf den Hintern eines zwängelnden Kindes in eine juristenfuttermittlerverdächtige rechtliche Grauzone geraten soll.

Ein Einblick in die 1930er- und 1940er-Jahre

Wie dem auch sei, wenn man als 1929 geborener Mensch im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts mit letzten lebenden Schulkameraden zusammen erzählt, wie es in den 1930er- und 1940er-Jahren in einzelnen (gewiss nicht allen!) Schulzimmern bei Verhaltenskorrekturen ohne Weiteres zugehen konnte, so kann man auf baren Unglauben stossen. Das gibt einem überlebenden Zeitzeugen Anlass, für das gesellschaftliche «Benimm» in einem in mancher Beziehung martialischen Zeitabschnitt gelegentlich benützte Sanktionen nachzuzeichnen – nachzuzeichnen, weil sie späteren Generationen fremd geworden sein mögen.

Dem Schreibenden ist aber daran gelegen, den Protagonisten seines Berichtes gerecht zu werden. Sie waren Bestandteile eines sicherlich nicht durchwegs, aber doch wenig angefochten waltenden Zeitgeistes. Es waren Lehrer mit grossem Lehrerfolg, der dem Verfasser in dankbarer Erinnerung bleibt. Das gibt Anlass zu Diskretion und Pietät, das heisst, zu Verzicht auf Namensnennungen und Ortsbezeichnungen. Es geht nicht um eine Abrechnung, sondern um eine Zustandsschilderung im Dienste der Wissensvermittlung.

Den folgenden Darlegungen ist indessen vorzuschicken, dass Körperstrafen in jener Periode keineswegs nur von allen Lehrern gewissermassen routinemässig oder systematisch vollzogen wurden. Doch man wusste von einzelnen Lehrern, die damit freigebig umgingen und meinten, das sei nun einmal so. Man mass Derartigem kaum besondere Bedeutung zu. Eine Annahme, Prügelpädagogik wäre damals als Mittel der Wahl gutgeheissen worden, wäre indessen so abwegig wie jene, sie sei ein Charakteristikum des Lehrstandes gewesen. Doch sollte auch einer sanftmütigen Lehrperson angesichts obstinater Renitenz einmal die Hand ausrutschen, so sah man darin nichts Besonderes. Gegen ein Übermass an körperlicher Züchtigung schritten die Behörden ein (mit unterschiedlicher Entschlossenheit) – wenn sie denn davon erfuhren. Es gab jedoch die geschärfte Wahrnehmung von heute noch nicht. Das jedenfalls ist der bestimmte Eindruck eines Zeitgenossen; statistische Untersuchungen des genauen Sachverhalts sind nicht greifbar und wohl ebenso wenig rekonstruierbar.

Der Verfasser wurde in seiner Primarschülerzeit vom ersten bis dritten und vom vierten bis sechsten Schuljahr je durch einen bestimmten Klassenlehrer unterrichtet. In der Mittelstufe musste der Unterricht allerdings wegen der kriegsbedingten militärischen Abwesenheiten des Klassenlehrers zeitweise durch Vikare erteilt werden. Es handelte sich um eine Abfolge von acht verschiedenen Personen, von denen eine Lehrerin bestandenen Alters mehr als einmal einsprang. Der erste der beiden hauptsächlichen Klassenlehrer machte seine Sache gut. Er schlug selten, wenn aber, dann mit dem Meerrohr und in der Regel in der Gestalt von «Tatzen», das heisst Schlägen auf die geöffnete Handfläche. Dabei fiel uns Schülern allerdings auf, dass ein paar wenige, erst im Verlaufe jener drei Schuljahre in die Klasse eingetretene und nur mässig in diese integrierte Schüler mit Vorliebe derart gemassregelt wurden. Es waren keine ernsthaften Disziplinarfälle. Es ging mehr um Nachlässigkeiten, Unaufmerksamkeiten und dergleichen. Es blieb aber in der Klasse ein verbreiteter Eindruck parteiischen Verhaltens des Lehrers, und das blieb auch nach Jahrzehnten unvergessen.

Dazu hat wohl auch beigetragen, dass der Schreibende und ein Freund, beide künftige Gymnasiasten, zwar wegen einer Ungehörigkeit auch einmal je einen «Tatzen» fassen mussten. Es dürfte anderen nicht entgangen sein, dass der Lehrer uns traurig und strafend ansah, aber auch fast entschuldigend dazu sagte: «Jetzt muss ich halt auch euch strafen», und den Schlag mit dem Meerrohr kurz vor dem Aufprall abbremsste.

Der «Zeigestab» als Versuchung zum Zuschlagen

Das alles wäre in Anbetracht der sonst human ablaufenden Schulstunden wohl hinzunehmen gewesen, wäre es nicht eines Tages zu einem Vorfall gekommen, der tiefen Schrecken hinterliess. Ein sonst recht guter Schüler erwies sich an jenem Datum als völlig begriffsstutzig. Der Lehrer glaubte schliesslich, dem Schüler klares Denken und Konzentration mittels des Meerrohres aufzwingen zu können. Er erreichte nur Verwirrung und Widerborstigkeit, verstieg sich dann aber dazu, unbesehen und mit kurzen Pausen immer wieder zuzuschlagen, ge-

wissermassen um das erstrebte Resultat aus dem Buben herauszuprügeln. Dieser rutschte schliesslich heulend, um seinen Hintern zu schützen auf dem Boden sitzend, herum, und wir schauten starr vor Entsetzen zu. So ging es bis zum Schluss der Lektion weiter, bis die Pausenglocke erklang. Der Eindruck bleibt unauslöschlich; ein Verstehen, was in diesen sonst tüchtigen und beliebten Lehrer gefahren war, war für uns (damals) ausgeschlossen.

Dass bei einer derartigen «Exekution» das Meerrohr sich schliesslich in Splitter auflöste, ist nicht verwunderlich. Um es zu ersetzen, wurde der Schreibende – als guter Schüler, der es sich leisten konnte, eine oder zwei Lektionen zu verpassen – vom Lehrer ins Materialmagazin des kommunalen Schulamtes geschickt. Der Auftrag lautete – für den Boten zunächst befremdend –, er solle dort einen «Zeigestab» verlangen. Von solchen Stäben gab es im Magazin ein ganzes Bündel ... Ihr offizieller Zweck war offenbar, auf der Wandtafel, auf Landkarten oder Tabellen hindeuten zu können. Den Boten beschlichen damals aber Zweifel, ob dies als einzige Zweckbestimmung gedacht war. Warum waren die Stäbe ausgerechnet aus Meerrohr gefertigt, dem Material, aus dem die Teppichklopfer geflochten waren, mit denen unsere Mütter in einem Zeitalter, in dem Staubsauger noch kein Gemeingut waren, den Staub mit viel Schwung aus den über eine Querstange gehängten Teppichen klopfen? Die Frage drängte sich dem Verfasser bei jener Gelegenheit schon als Schüler auf, ob «Zeigestab» ein Euphemismus einer heuchlerischen Erwachsenenwelt sein könnte.

Als Schlagen zum System und Dummheit strafbar wurde

Es sollte bald, in der vierten Klasse, bei der nächsten Lehrkraft schlimmer kommen. Ältere Schüler hatten uns vor ihr gewarnt, es handle sich um einen «verrückte Siech». Den ersten Eindruck, den der neue Klassenlehrer bei uns Schülern hinterliess, war jener militärischer Strenge. Er war einer der ersten Lehrer, in deren Schulzimmer nicht Reihen aneinander gekoppelter Bänke standen, sondern freistehende Tische und Stühle. Als erstes hiess er uns, diese nicht hintereinander aufgereiht, wie sie geliefert worden waren, sondern in eine halbrunde

Hörsaalformation mit quer verlaufenden Zwischengängen anzuordnen. Dann wurde genau bestimmt, wo und wie ausgerichtet Federhalter, Bleistift, Radiergummi und Tintenlappen auf den Tischen zu liegen hatten. Wir merkten gleich, da gab's nichts zu spassen, sondern nur zu parieren. Doch auch damit hätten wir unbeschwert leben können. Im Verlaufe des Unterrichts zeigte sich aber bald, dass nicht nur Störungen der strikten Ordnung zu Ohrfeigen führen konnten. Falsche Antworten oder Nichtbegreifenkönnen vermochten leicht einmal die gleichen Folgen nach sich zu ziehen. Das ergab natürlich unter uns Schülern reichlichen Gesprächsstoff. Ich meine, dass ich dabei die Sentenz «Dummheit ist strafbar» geprägt habe.

Die lose Hand des Lehrers verschonte fast niemanden, auch die Mädchen nicht. Am ehesten kam noch der Klassenprimus davon; er wusste alles und trübte kein Wässerchen. Ganz verschont wurde nur ein aus dem Deutschen Reich geflohenes, fröhliches jüdisches Mädchen, das dann noch rechtzeitig, vor der Einschliessung der Schweiz durch die Achsenmächte, nach den USA auswandern konnte. Interessanterweise kam diese weitestgehende Gleichbehandlung unter unse- resgleichen besser an als die Parteilichkeiten des vorgängigen Lehrers.

Doch artete diese schlagfertige Pädagogik zeitweise in ein systematisches Vorgehen aus, das uns terrorisierte. Einzelne bekamen Schlafstörungen. Dieser Lehrer pflegte nicht selten, wenn seine Schüler der Reihe nach Rechenaufgaben zu lösen hatten, mit aufgezogener Hand von Schüler zu Schüler zu treten. Auf ein falsches Ergebnis folgte unverzüglich eine gezielte Ohrfeige – bis das Resultat stimmte. Das war jeweils eine kühl berechnete Sanktion. Als sie mich einmal mehrfach traf, platze die Haut meiner Ohrmuschel und blutete. Daheim liess ich nichts darüber verlauten, bis meine Eltern den blutigen Hautriss bemerkten, mich ausfragten – und den Kopf schüttelten. Es versteht sich, dass die Glücklichen, die erst am Ende dieses Rechnens von Schülerreihe zu Schülerreihe sassen, die auf sie zukommenden Rechenaufgaben abzählten und fieberhaft im voraus zutreffend zu lösen trachteten.

Neben diesem gezielten, kalkulierten Agieren des Lehrers konnte ihn aber gelegentlich der Jähzorn überfallen, sodass er die Kotrolle über sich verlor. Ich erinnere mich, wie er am Kopf eines Mädchens, das beim Rechnen von Mal zu Mal absurdere Zahlen produzierte, im

gleichen Rhythmus sein Rechenbuch allmählich zu Fetzen schlug, auch hier wir Schüler als entsetzte Zeugen. Als der Lehrer einmal bei meinem Banknachbarn die Geduld verlor, griff er zum Spazierstock, um den Knaben zu prügeln. Dieser aber rannte davon, der Lehrer hinterher, in seinen genagelten Schuhen die Kurven des Fluchtweges an Ort tretend mühsam bewältigend. Das dauerte, bis der Schüler Nasenbluten bekam, was den Lehrer wieder zur Besinnung brachte. Am Nachmittag stand die Mutter des Schülers da und verlangte Rechenschaft vom Lehrer. Dieser gab sich zerknirscht; er habe wegen seines Ausrastens fast nichts zu Mittag essen können. Doch die Hetzjagd mit dem Spazierstock wiederholte sich eines Nachmittags, als ein anderer Schüler dem bereits am Pulte sitzenden Lehrer freundlich die Hand zum Grusse hinstreckte. Der Lehrer jedoch schnellte auf, riss den Spazierstock vom Haken und ging auf den Schüler los mit dem Rufe: «Ich will dich lehren, mit der linken Hand im Hosensack zu grüssen!» Und es folgte erneut die groteske Umrundung des Schulzimmers durch Fliehenden und Verfolger. Doch seither stört es mich jedes Mal, wenn ich im Fernsehen Staatsmänner sich mit Handschlag, aber mit der linken Hand in der Hosentasche begrüßen sehe ...

Die gewalttätigen Ausbrüche vor allem im Rechenunterricht führten dazu, dass im Winter die Klasse sich vor den Rechenstunden schlotternd um die Heizkörper drängte. Wir merkten schliesslich, dass unser Frösteln ein Ausdruck unserer Kommendes antizipierenden Angst war.

Noch ein anderes Bild ist mir im Gedächtnis haften geblieben: Wir hatten Schlange zu stehen, um mit dem Lineal verabfolgte «Tatzen» zu beziehen – die Anzahl derselben bemessen nach der Zahl der Fehler in den Prüfungsaufgaben. Bei jenem meiner Kameraden, der zwölf Fehler aufwies, zeichneten sich die Kanten des Lineals, weil er kurze Hemdärmel trug, als blutige Striemen auf der Innenfläche des Unterarmes ab ...

Zu den Sonderbarkeiten des Benehmens unseres Schulmeisters gehörte auch, dass dieser Mann einen Tessiner Schüler, der seinen Sitz nahe dem Kleiderhaken des Pädagogen hatte, nicht nur beauftragte, ihm bei jedem Unterrichtsbeginn Hut und Spazierstock abzunehmen, sondern ihn auch auf Italienisch darum zu bitten: «Mi dia per favore, Signor maestro, il suo cappello e bastone!» Der Dank dafür war regel-

mässig, dass der Lehrer dem Schüler mit «Cacalari!» antwortete. Ein entwürdigender Vorgang, der beim Vater des Betroffenen Proteste hervorrief.

In einem Einzelfall zeigte sich Verlust des Augenmasses bei diesem Lehrer anders als in einer körperlichen Züchtigung. Einer seiner Schüler hatte das Wort «Orthographie» nicht korrekt geschrieben. Der darob ärgerlich gewordene Mann gab dem Schüler als Spontanreaktion auf, das Wort 10 000 mal richtig zu schreiben. Sowohl der Schüler als auch die Eltern desselben unterzogen sich dieser exorbitanten Zumutung. Während Wochen füllten sie gehorsam am Sonntag Blatt um Blatt mit dem Fremdwort, um so gemeinsam die ungeheure Zahl seiner Wiedergaben zu erreichen. Das Ergebnis? Als der Schüler endlich die genau abgezählte Anzahl beisammen hatte und die Papiere dem Lehrer überreichte, warf dieser einen verächtlichen Blick darauf und schmiss die Blätter weiter unbesehen in den Papierkorb – für den Schüler eine zweite Schmach. Er war schon einiges über sechzig Jahre alt, als er sich deswegen mir gegenüber bitterlich beklagte. Auf meine Frage, warum seine Eltern sich nicht für ihn gewehrt hätten, gab er mir zu bedenken: «Sie waren einfache Arbeitersleute; sie getrauten sich nicht, einem Herrn Lehrer entgegenzutreten, der auch ausserhalb der Schule angesehenen Rang hatte.» – Auch das lässt einen Blick in die Zeitumstände zu.

Menschliche Ambivalenzen und Opferpsychologie

Das alles liest sich wie eine Horrorvision. Um den Tatsachen gerecht zu werden, ist jedoch zweierlei anzufügen: Erstens dauerte diese sonderbare Disziplinierung nur die vierte Klasse hindurch so an. In der fünften milderte sich der Umgang mit uns. In der sechsten wurde der Unterrichtsbetrieb eher locker, entspannt und doch effizient. Von Schlägen war keine Rede mehr. Die Lernziele wurden bei den meisten erreicht, oft fast mühelos. Von 42 Schülern bestanden sieben die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium, wohlverstanden ohne Nachhilfestunden. Die Vorbereitungen auf diese Prüfungen wie auf jene zur

Aufnahme in die Sekundarschule besorgte unser Lehrer selber, intensiv, durchaus human, aber wirksam.

Und zweitens: Dieser Lehrer besass eine glänzende pädagogische Begabung. Sein Unterricht war, abgesehen von den Gewaltszenen, vielseitig, anschaulich und fesselnd. Er experimentierte mit dem damals neuen Schulfunk, bereicherte die Geographiestunden mit ausgiebigen Lichtbildvorführungen, die uns die ganze Schweiz vor Augen brachten, und bastelte mit uns Gebirgsmodelle. Gelegentlich gab es auch ein chemisches oder physikalisches Experiment, aber auch Exkursionen – so eine botanische und eine überaus eindrückliche, die uns auf die Baustelle einer neuen Abwasser-Kläranlage führte. Diese war damals eine Pioniertat. Ein Ingenieur erläuterte uns, wie die riesigen, trichterförmigen Klärbecken, die über der Erdoberfläche gebaut wurden, mittels Wegsaugens des darunter befindlichen Sandes und Kieses ins Erdreich abzusenken waren. Ausserdem konnten wir einem Taucher zusehen, der einen kugelförmigen kupfernen, wasserdichten Helm trug. Wieder im Schulhaus, hatten wir das Gesehene aufzulisten. Der Lehrer zeigte uns, wie exakte, übersichtliche Beschreibung mittels einer Disposition der Tatsachen zu erreichen sei. Das war eine Lektion fürs Leben.

Solche Beispiele erweisen, dass es ohne Gewalttätigkeiten möglich gewesen wäre, die Lernziele zu erreichen. Das Schlagen war völlig überflüssig. Der Unterricht war, abgesehen von diesem, so gestaltet, dass wir ihm gerne gefolgt wären. So oder so – dieser Lehrer hatte uns in der Hand. Er erfreute sich sogar einer gewissen Beliebtheit. Nur schon die Tatsache, dass er seine körperlichen Sanktionen unparteiisch austeilte, verschaffte ihm einen Sympathievorsprung gegenüber dem wesentlich milderem Lehrer, den wir in den ersten drei Jahren unserer Primarschulzeit hatten. Daheim berichteten wir kaum über seine gewalttätigen Anwandlungen. Es gab eine Art von «omertà» der Schülerschaft. Ein einziges Elternpaar liess seinen Sprössling, einen unserer Klassenkameraden, in ein anderes Schulhaus versetzen. Bezeichnenderweise war das ein Knabe, den selbst seine Eltern nicht beim Vornamen riefen, sondern «Bubi» hiessen. Seine Versetzung sicherte ihm eine gewisse Verachtung unsererseits. Dieses Verhalten der Schülerschaft ergäbe Stoff für eine psychologische Ergründung. Als wir

uns nach dem Ende der Primarschulzeit zu einer Wanderung zusammenfanden, war es selbstverständlich, dass wir unseren bisherigen Lehrer dazu einluden. Als dieser Lehrer ein Jahr nach unserer Absolvierung der Primarschule ums Leben kam, fand sich fast die ganze Klasse zur Trauerfeier ein. Hatten wir eine Art von Stockholm-Syndrom entwickelt?² Ich weiss es nicht. Oder vielleicht doch eine versöhnliche Regung? Doch bei etlichen unter uns kochte noch in alten Tagen Bitterkeit über die unnötigen Züchtigungen hoch.

Ein zeittypisches Verhaltensmuster?

War solch lockere und doch schwere Hand von Lehrern zeittypisch? Zweifellos kamen viele Pädagogen ohne solche Gebärden aus. Wenn nicht, so dürften sich manche deren exzessiven Gebrauchs enthalten haben. Das erwies sich schon anhand der Abfolge von nicht weniger als acht Vikaren, die von der vierten Klasse an uns bei den häufigen militärbedingten Abwesenheiten des Klassenlehrers betreuten. Fünf waren junge Männer; einmal war es eine achtzehnjährige Seminaristin. Niemand von ihnen schlug uns. Dies traf auch für einen pensionierten, fröhlichen Lehrer zu, der eine natürliche Autorität ausstrahlte. Eine Vikarin war eine Frau gesetzten Alters, die sonst den Beruf nicht ausübte; sie half mehrere Male aus und war beliebt. Sie schlug nur bei einem einzigen Anlass zu, und zwar wegen eines ungehörigen Verhaltens eines Schlingels. Der «Tatzen», den sie ihm applizierte, war jedoch milde: Sie bremste den Schlag kurz vor dem Auftreffen sichtlich ab, sodass er weitgehend symbolisch blieb. Die Abwesenheit von Gewalt konnte also durchaus schon damals Normalität sein und dürfte gerade für Junglehrer zur Selbstverständlichkeit gehört haben.

Dennoch würde ich nicht wagen, die beiden selbst erlebten schlagenden Lehrkräfte als absolute Ausnahmen zu bezeichnen. Als Gymnasiast hatte ich eine Jugendfreundin, die ein anderes Primarschulhaus

² Als Stockholm-Syndrom wird die merkwürdige Tatsache bezeichnet, dass bei Geiselnahmen deren Opfer bisweilen Sympathien, Freundschaft oder Verliebtheit gegenüber den Tätern entwickeln, die sie gefangen halten.

besucht und dort einen – angesehenen – Lehrer von ebensolcher «Schlagfertigkeit» erlebt hatte; selber Pädagogin, bezeichnete sie noch als über Achtzigjährige das Verhalten dieses Mannes als «fürchterlich». Ich lernte später dessen Enkel kennen, der sich noch als Erwachsener beklagte, sein Grossvater habe ihn einmal geohrfeigt, weil er – dem aus Zürich stammenden Vater folgend – die stadtzürcherische Negation «nöd» statt das ortsübliche «nid» benützte. Ebenso berichtet mir eine meiner Jahrgängerinnen von einem weiteren Lehrer, der von der ersten bis dritten Primarschulklasse nach dem Prinzip «ein Fehler ergibt einen Tatzen» funktionierte.

Eine weitere einschlägige Erfahrung ergab sich in den ersten Tagen der Kriegsmobilmachung der Armee. Etliche Lehrer, so auch der unsrige, waren einberufen worden. Bis zum Eintreffen eines Vikars wurde unsere Klasse einige Tage lang halbtagsweise von einem militärdienstbefreiten älteren Angehörigen des Lehrkörpers unseres Schulhauses unterrichtet. Dieser Pädagoge pflegte zögernde Rechner unter den Schülern mit «Kopfnüssen» zu stimulieren. Verabreicht wurden diese jedoch nicht mit den Fingerknöcheln. Ihm diente vielmehr das spitze Ende eines der damals aufkommenden metallenen Vierfarbstifte, um auf unsere Köpfe zu klopfen. Nicht schlimm, doch recht unangenehm!

Selbst in meiner eigenen Verwandtschaft ist mir ein Beispiel einer schulmeisterlichen Körperstraf-Gewohnheit bekannt geworden. Eine wesentlich ältere Base, die im Tessin als Primarlehrerin amtete, erzählte nicht ohne Genugtuung, dass sie unbotmässige Schüler vor der Klasse auf die Kanten eines Lineals knien lasse. Damals selber noch Primarschüler, empörte ich mich, weil ich diesen Gestus als unzumutbare Demütigung ansah, eine Eigenschaft, die ich tapfer zu ertragenden «Tatzen» und Ohrfeigen nicht zuschrieb. Vielleicht eine Zuschreibung, die dem Selbstschutz diene, um eine Einwirkung der körperlichen Sanktionen auf das eigene Ehr- und Selbstgefühl von mir fernzuhalten?

Später erfuhr ich, welche Methoden gelegentlich eine Generation früher angewendet wurden. Mein Schwiegervater hatte den Lehrermangel während der Grenzbesetzung von 1914/18 erlebt. Lückenfüllend hatte man pensionierte Lehrer reaktiviert. Seine Klasse war mit

einem halbblinden Greis bedient worden. Dieser benützte, wenn sich die Schülerschar unruhig verhielt, einen langen Stecken, mit dem er blindlings auf die Köpfe der Eleven einzudreschen pflegte. Dabei schlug er einmal eine der an der Zimmerdecke hängenden Gaslampen herunter.

Mein noch im 19. Jahrhundert geborener Vater hatte nichts dergleichen erlebt. Hingegen konnte er von einem ihm gut bekannten, etwas älteren Sekundarlehrer erzählen. Dieser habe ihm anvertraute Knaben jämmerlich verprügelt – so sehr, dass eines Tages einige Mitschüler, die den Stimmbruch bereits hinter sich hatten, aufstanden und ihm bedeuteten, es sei nun genug. Angesichts der drohenden Haltung dieser Burschen habe der Lehrer aufgehört. Die Sache sei schliesslich publik geworden. Darauf sei dieser Lehrer an die damals noch separat geführte Mädchen-Sekundarschule versetzt worden, offenbar, weil man sicher war, dass er dort aufs Zuschlagen verzichten würde.

All diesen Schilderungen sind jedoch die nicht wenigen Äusserungen von Altersgenossen des Schreibenden gegenüberzustellen. Es sind Äusserungen, wonach die Betreffenden nichts von dieser Art erlebt hatten. Also ein deutliches Indiz dafür, dass es in jenen Jahren keineswegs generell so «schlagfertig» zugeht. Das gibt mir beiläufig Gelegenheit, anzumerken, dass bei damaligen Raufereien und Schlägereien unter Schülern – auf dem Pausenplatz oder auf dem Schulweg – ein strikt einzuhaltender Codex herrschte. Für dessen Durchsetzung sorgten die die Szene jeweils umstehenden Gleichaltrigen. Schläge unter die Gürtellinie galten als unfair; Tritte in die Weichteile oder gegen den Kopf waren unzulässig. Woraus hervorgeht, dass es früher durchaus nicht stets roher zugeht als heute, wo solche Regeln unter Jugendlichen anscheinend abhanden gekommen sind.

Schliesslich war es eine Zeit, in der grösster Wert auf Disziplin gelegt wurde. Vereinzelt konnte dies karikaturale Ausmasse annehmen. Meine Ehefrau, die in der Schule von Gewalt verschont geblieben war, berichtete indessen von der Lehrerin einer anderen Klasse, die zu den Dienstältesten gehörte und folgende Exerzitien pflegte: Die um die Gesundheit der Kinder besorgte Schulbehörde liess diesen damals in der Zehnminutenpause gewärmte Milch verabreichen. Diese wurde vom Milchverband jeweils rechtzeitig in Fläschchen mit einem Saug-

röhrchen geliefert. Normalerweise benützte es jedes der Kinder nach seinem eigenen Rhythmus und mit Kameraden plaudernd. Nicht so bei Fräulein X. Dieses kommandierte ein synchrones Ergreifen der Flaschen, Saugen auf Befehl, dann Absetzen der Flasche – und so fort. Eine Lehrerschulle, welche das Gaudi der Schüler anderer zuschauender Klassen bildete.

Die nicht lustigen, hier aufgezeichneten Absonderlichkeiten veranlassten mich Jahrzehnte später, den längst pensionierten, nun zufällig zum Nachbarn gewordenen früheren Vorsteher des kommunalen Schulamtes zu fragen, wieso man denn gegen die brachialen Praktiken unseres Viert- bis Sechstklassenlehrers nicht eingeschritten sei. Die nach meiner Einschätzung ehrliche Antwort war: «Wir haben eben nicht gewusst, was sich da abspielte, und haben erst viel später davon erfahren!» Dass die Opfer schwiegen, hatte wohl weniger mit Leidenschaftlichkeit zu tun, sondern vielmehr etwas mit falschem Stolz und Trotz, um nicht als wehleidig gelten zu müssen. Und bei den Eltern dürfte, wenn nicht die Furcht vor Retorsionen auf Kosten des Kindes, so doch eine anerzogene Scheu vor Autoritäts- und Respektpersonen zur Hinnahme der übers landesübliche, zeitgemässe Mass hinausgehenden Handgreiflichkeiten beigetragen haben.

Schläger wurden auch zum literarischen Sujet

Ein Beleg für Entgleisungen in einem immerhin pestalozzianisch geprägten Erziehungswesen ergibt sich über das hier geschilderte subjektive Erleben hinaus aus der zeitgenössischen belletristischen Literatur. Unsere Auswahl der Belegstellen ist zufällig. Dass verschiedene Deutschschweizer Schriftsteller sich veranlasst sahen, einschlägige Szenen in ihren lebensnahen Werken erscheinen zu lassen, weist darauf hin, dass vom Verfasser dieser Zeilen Beobachtetes auch anderen Zeitzeugen auffiel oder gar widerfuhr. Ihr Zeugnis hat deshalb hier seinen Platz. Diese Zeugen sind zwar älter als der Schreibende. So weit sie Tatsachen verarbeiten, liegen diese infolgedessen meist weiter zurück als die Jugendzeit des Schreibers dieser Zeilen. Der Anlass, solches in

literarische Werke aufzunehmen, liegt aber bei diesen Schriftstellern durchaus nicht vor der Lebenszeit des Verfassers dieser Abhandlung.

Der aus Zürich stammende Schriftsteller und Kunstmaler *Albert Jakob Welte* (1894–1965), Sohn des berühmten Malers *Albert Welte* (1862–1912), lässt in seinem den Zeitgeist einfangenden, auf die Jahre des Völkerbunds bezogenen, 1941 erschienenen Roman «Wenn Puritaner jung sind»³ einen Lehrer Wälchli auftreten. Dieser «gehörte weder zu den guten noch zu den intelligenten Menschen seiner Berufsklasse. Er war genau so zufällig Lehrer und fromm, wie man von ungefähr ein Nierenleiden aufließt und nachher nicht mehr los wird.» Er bediente sich eines Lineals, «das dank der Schärfe seiner Kanten gleichermaßen zum Ziehen von Geraden als zum Erteilen schmerzhafter Tatzten geeignet war». Den Ursachen des täglichen Zuspätkommens eines bestimmten Schülers forschte er nicht nach. Dieser erhielt «jeden Morgen seinen Tatzten. Das wurde zu einer festgesetzten, gottbestimmten Übung wie Gebet und Choral bei Schulbeginn. Herr Wälchli gefiel sich in lückenloser Folgerichtigkeit. Trotzdem machte er in den seltenen Fällen», in denen dieser Schüler nicht zu spät kam, «keinen Unterbruch an seiner vorgenommenen Methode. So oder so: Der Tatzten fiel. Was er damit erreichte, war einzig, dass der Sünder im gleichen Masse gegen körperliche Schmerzen wie das Entehrende an der Strafe abgestumpft wurde.» – Ein solcher schriftstellerischer Einfall entsteht kaum ohne (buchstäblich!) einschlägige Erfahrungen.

Der in Zürich tätig gewesene Klettgauer Mundart-Schriftsteller *Albert Bächtold* (1891–1981) gibt in seinen mit autobiographischen Motiven gespickten Romanen dem Problem körperlicher Züchtigung gleich mehrfach reichlichen Raum. Bächtold war in jungen Jahren selber als Lehrer tätig. Die Begegnung mit gewalttätigen Pädagogen spiegelt sich zunächst im Roman seiner Kindheit, in «De Hannilipeter»⁴. Da kommt ein Schulmeister vor, der die Anzahl erteilter «Tatzten» mehr oder weniger nach der Zahl begangener Rechenfehler bemisst. Einen besonders ungeschickten Schüler verdrischt er mit einem

³ Morgarten-Verlag, Zürich 1941, Seite 26 f.

⁴ 1. Auflage bei der Büchergilde Gutenberg, Zürich 1940; hier zitiert nach der 2. Auflage, Verlag Meier, Schaffhausen 1954, Seiten 211–214.

dialektal als «Hulfftere» bezeichneten Instrument, anscheinend einem aus Ruten geflochtenen Strang.⁵ «De Lehrer gsiet etz us, we wänn er de Verstand verloore hett [...] und schloot zue, schloot und schloot, meh und stercher viläicht, weder dan er sälber wott; uuvernünftig traktiert er de Bueb, und dä fangt so luut aa chräaje, da men i der ganze Schuel ume ghöört.» Der Protagonist des Romans und Zeuge des Vorgangs, der Mitschüler Peter, «sitzt doo we verstaaneret [...]». Der Vater des Misshandelten reagiert am Nachmittag mit einem zornerfüllten, spektakulären Protest vor der Türe des Schulzimmers. Der Oberlehrer sucht nachher den fehlbaren Kollegen zu beruhigen: «[...] dihaa schlönds die Häre Vättere sälber wie Nusseck [...]». Der Zerknirschte meint aber: «Es sind d Nerve bi mir [...]. Alimol, wän de Pföhne goht, überfellts mi, dan i mi amed nümme känne». Der Vater lässt aber nicht nach; schliesslich wird der seiner selbst zu wenig mächtige Lehrer von dem gestrengen Bezirksrichter, einer Art Dorfkönig, ausseramtlich zum Rücktritt vom Schuldienst bewogen.

Im Fortsetzungsroman «De Studänt Räbme»⁶ nimmt Bächtold das Thema wieder auf. Peter Rebmann ist nun Lehramtskandidat und nimmt an einer Lehrerkonferenz teil. An dieser plädiert ein reformorientierter Pädagoge für mehr Empathie, menschliche Wärme und Aufmunterung in der Schule. Anschliessend «chunnt de Koreferänt s Wort über, en aalte Munichopf, wo me waasst, dan er so intolerant ischt we <fromm>.» Dieser zitiert denn auch die Heilige Schrift als Richtmass: «Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtiget ihn.» Sein Rezept: «Der Lehrer muss ein Herrscher sein! Und Herrscher sein heisst hart sein [...]». Für ihn gibt es allein härteste Disziplin und Strenge. Zwischen den beiden Referenten entspinnt sich eine scharfe Diskussion; die Meinungen der versammelten Lehrer bleiben geteilt. Eine ältere Lehrkraft findet indessen, man sollte sich nicht nur fragen, was die Schule aus den Kindern mache, sondern auch, was aus den Lehrern.

⁵ Dies wird hier aus den Angaben im «Schaffhauser Mundartwörterbuch», Seite 212, von Alfred Richli, Heinz Gallmann et al., geschlossen (Meier Verlag, Schaffhausen 2003). Es heisst dort: «Hulfftere f., wolliger oder gewöhnlicher Schneeball. *Hulfftere hät me ganz früener pruucht zum Wällebinde* [...]. Die Zweige wurden früher als Binde- und Flechtmaterial verwendet.»

⁶ Büchergilde Gutenberg, Zürich 1947, Seiten 250–258.

Die Tagung wird für den angehenden Junglehrer Peter Rebmann zum erleuchtenden Erlebnis. – Die beiden Romane Bächtolds spielen im frühen 20. Jahrhundert, noch vor dem Ersten Weltkrieg.

Auch der zu seiner Erscheinungszeit ausgezeichnete, sogar in der «Gazette de Lausanne» durch Charly Clerc gelobte Roman «Die Begegnungen des Gallus Peter»⁷ von *Ernst Hirt* (1887–1979) lässt schlagende Lehrer auftreten. Dieses wortgewaltige, bildermächtige Werk lotet Abgründe der menschlichen Seele aus. Es ist heute bei den Literaturkennern sehr zu Unrecht vergessen, obschon kein Geringerer als Professor Werner Weber 1999 gefunden hat, es übertreffe manches, was damals hochgejubelt wurde. Ernst Hirt, selbst Volksschullehrer, dann Professor für Deutsch und Philosophie an der Kantonsschule Winterthur, deren Prorektor und schliesslich erster Leiter der Kantonsschule Wetzikon, nannte sein Werk im Untertitel «Eine legendäre Geschichte». Denn deren Hauptperson, ein junger Lehrer, wird in den letzten Tagen des Sommers 1914, in den spannungsgeladenen Momenten vor der verhängnisvollen Protestgebärde der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, selber als «zorniger junger Mann»

⁷ Verlag Huber, Frauenfeld 1947. Hirts Absicht ist, der sachbezogenen Berichterstattung über das für die Epoche charakteristische, verwirrende Geschehen die dichterische Interpretation und Metapher zur Seite zu stellen, dies im Dienste der Suche nach dem unverrückbar gültig Bleibenden. Hirt, Deutschlehrer des diese Abhandlung Verfassenden, pflegte in seinem überaus bereichernden Unterricht dieses Genre als «sublime Reportage» zu bezeichnen. Gemeint ist damit nicht die «histoire romancée», welche sorgfältig recherchierten Tatsachenbericht mit den Schicksalen erfundener Romangestalten verwebt. Beispiele für diese Art der Verarbeitung geschichtlichen Stoffes sind Meinrad Inglin's «Schweizerspiegel», Kurt Guggenheims «Wir waren unser vier» und «Alles in Allem» oder Herman Wouks «The Winds of War» und «War and Remembrance». – Zur Kategorie der «sublimen Reportage» zählte dagegen Hirt etwa Gottfried Kellers «Martin Salander», Jakob Bossharts «Ein Rufer in der Wüste» oder den hier bereits herbeigezogenen Roman von Albert Jakob Welte, «Wenn Puritaner jung sind» (siehe bei und in Anm. 3). Hirt selbst hat einen zweiten Roman dieser Art geschrieben, «Ahasver im Land». Dies, um (wie er mir in einem vom 20. Juni 1963 datierten Brief mitteilte) «Schicksale in jetziger Gesellschaft» zu zeigen, «einer wahrhaft ahasverisch zu wandern verdammt!» Auszüge daraus hat Werner Weber im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» wiedergegeben. Im Übrigen ist das in der Stadtbibliothek Winterthur deponierte Typoskript unveröffentlicht geblieben. Möglich, dass eine Kopie (Durchschlag) den Weg ins Schweizerische Literaturarchiv findet.

avant la lettre vom dämonischen Protestdrang überwältigt, mit seinem Stecklein die niederträchtige Heuchelei aus den Mitmenschen herauszuklopfen. Er wirkt auf den Leser wie ein Vorläufer der 1968er-Rebellen. Im Roman wird er bei diesem Unterfangen zur Legende. Und bloss Legende sein kann, dass er bei seinem Tun lange unangefochten bleibt. Schliesslich scheitert er aber an sich selbst und gelangt dadurch zu einer Katharsis.

Nicht diese symbolträchtige Figur gibt indessen Anlass, diesen Roman zu erwähnen. Vielmehr geht es um einige höchst realistische Schulstubenszenen, die unser Thema treffen. So glaubt der Junglehrer, verzweifelt über die verstockte Bosheit eines der ihm anvertrauten Schüler (und Missetäters), diese befreiend aus dem Zögling herausprügeln zu sollen. Er fühlt sich indessen nach dem Vollzug selber «zerschlagen». – Ferner: Einem aufsässigen Schüler versetzt der Lehrer eine Ohrfeige, und dem unschuldigen Banknachbarn haut er auch noch gleich eine runter: «Warum hockst du neben dem Strolch!» – Und an anderer Stelle wird eine Klasse revoltierender junger Rüpel einem hünenhaften «Nationalturner» zur *manu militari* erfolgenden Disziplinierung übergeben. Hirt lässt diesen aber später bei seinem gewaltbereiten Umgang mit Mitmenschen zusammenbrechen.

Dass körperliche Züchtigung durch Lehrpersonen hingenommen wurde, erklärt sich schon daraus, dass dieses Erziehungsmittel auch Nichtpädagogen geläufig war. Das bringt bei Bächtold der zitierte Oberlehrer zum Ausdruck. Der Winterthurer Mundartdichter *Walter Zellweger* (1921–2016) – Alfred Richli hat ihn als einen der Besten seiner Zeit bezeichnet – erinnert in seiner «Uufrume» betitelten Lesemappe aus dem Jahre 2006 an ein Jugenderlebnis; Überschrift: «Uf em lätze Gleis».⁸ Sein älterer Bruder und er beschliessen als Knaben, mit je einem Stock die Rillenschienen der Strassenbahn zu reinigen – als gemeinnützige Leistung. Doch der Tramführer hält an, steigt aus und verprügelt zum Dank den älteren Bruder. Der jüngere kommt

⁸ Wie die meisten Werke Zellwegers nur als Privatdruck erschienen. Nur ein einziges Bändchen (vgl. Anm. 9) ist in einem Verlag herausgebracht worden. Zellweger war viel zu bescheiden. Immerhin durfte er mehrere seiner Erzählungen am Radio vorlesen. Nähere Informationen verdanke ich seinem Sohn Christian Zellweger.

nur deshalb ungeschoren davon, weil der Fahrplan eingehalten werden muss. Man merkt und kann es mit dem Titel eines der Geschichtenbändchen Zellwegers bezeichnen, was für ein Gefühl ihn zur Wiedergabe dieses Erlebnisses bewogen hat: «S gaat der naa».⁹ Zellweger war Heimerzieher, Reallehrer und feinfühligere Förderer benachteiligter Schüler. Er kannte das Leiden Geplagter und fühlte mit. Ein Kontrast zur Prügelpädagogik, die den Betroffenen eben «nachgeht».

Fast alle diese Schriftsteller sind mehr oder weniger Altersgenossen der beiden in dieser Abhandlung hauptsächlich vorgestellten Lehrer des Schreibenden. Diese Schriftsteller äussern offen oder unterschwellig Kritik an Gewaltanwendung im Unterricht. Dies und die bereits erwähnte Tatsache, dass praktisch keiner der vom Verfasser dieser Zeilen angeführten, selbsterlebten Vikare Schläge austeilte, kann als Zeichen dafür gewertet werden, dass das geduldete systemimmanente Schlagen von Kindern durch Lehrer bereits ein Auslaufmodell erzieherischen Verhaltens geworden war. Ein Auslaufmodell allerdings, das noch mehr Zeit brauchte, als man gemeinhin dachte.

Das triste Ergebnis einer neuesten Aufarbeitung

Der Griff zu einem neuesten Sachbuch beweist den zögerlichen Verlauf des Gewaltabbaus. Noch während die vorliegende Abhandlung am Entstehen war, erschien Band 354 des «Neujahrsblattes» der Stadtbibliothek Winterthur, herausgegeben auf das Jahr 2018, mit dem Titel «Zusammen allein; in Winterthurer Kinder- und Jugendheimen 1950–1990».¹⁰ Es beruht auf einer vom Stadtrat von Winterthur in Auftrag gegebenen Untersuchung durch fünf Forscher der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW)¹¹ und umfasst 223 Druckseiten. Darin wird, namentlich auch aufgrund von Aussagen ehemaliger Heimkinder und -jugendlicher, den Machtspielen und

⁹ Verlag Hans Rohr, Zürich 1989.

¹⁰ Herausgegeben von der Stadtbibliothek Winterthur und vom Chronos-Verlag, Zürich 2017.

¹¹ Clara Bombach, Thomas Gabriel, Samuel Keller, Nadja Ramsauer sowie Alessandra Staiger Marx.

Brutalitäten Heimverantwortlicher breiter Raum gewährt (insbesondere auf Seiten 42 ff., 162 ff. und 168 ff.). Das beklemmende Ergebnis hat den Vorsteher des städtischen Departementes für Soziales zu einem Vorwort bewogen, in dem er festhält: «Der Winterthurer Stadtrat spricht den Betroffenen sein tiefes Mitgefühl aus.»

Das Erstaunliche am Untersuchungsergebnis ist, wie lange sich in einer sich durchaus verändernden Praxis der Minderjährigen-Fürsorge (u. a. Seite 14) der Rückgriff auf Gewalt als Erziehungs- und Disziplinierungsmittel hielt. Die Heimerziehung hatte weniger das Ziel, die Entfaltung der Fähigkeiten der jungen Menschen zu fördern. Vielmehr konzentrierte man sich – fragwürdige Methoden anwendend – darauf, als asozial gewertete Verhaltensweisen zu unterbinden und eine Anpassung an gängige Vorstellungen eines geordneten Lebens durchzusetzen (vgl. Seite 16). Die Selbstverständlichkeit dieser Zielsetzung dürfte auch der Grund gewesen sein, warum Aufsichtsbehörden lahm und selbst in Beschwerdefällen im Endeffekt nur zurückhaltend reagierten (vgl. Seiten 40 ff. und 112), sodass Ausschreitungen und Übergriffen leitenden Heimpersonals zu lange kein Ende gesetzt wurde. Es scheint, dass nicht nur das verhältnismässig geschlossene Milieu der Heime das lange Andauern von Exzessen begünstigte, wobei die Demütigung und Scham einerseits und das Machtgefälle andererseits Äusserungen der Opfer hinderten, welche den Sachverhalt unübersehbar gemacht hätten (vgl. Seite 176 und 182). Das Buch dokumentiert auch, dass externe Lehrer in der Berichtsperiode bisweilen ebenfalls erniedrigend agieren konnten (Seite 84 f. und 182) – mit Ausnahme namentlich junger Lehrpersonen, z. B. Praktikanten.

Ausserdem geht aus dem Buch hervor, dass die schon nach 1940 bei jüngeren Lehrkräften zu beobachtende Gewaltfreiheit lange Zeit brauchte, um sich als Gemeingut durchzusetzen. Das überbordende Verhalten Angehöriger des Lehrkörpers muss auf dem Hintergrund einer gesamtgesellschaftlichen Einstellung und ihrer nur allmählich sich vollziehenden Entwicklung gesehen werden. Es ist eine Entwicklung nicht ohne Diskontinuitäten, die in Bevölkerungsteilen auftreten, die infolge der starken Migration anderen Kulturen oder Zivilisationen entstammen. Was in dieser hier vorgelegten Studie unter anderem angestrebt wird, ist die Erkenntnis, dass heutige Massstäbe

einen langen Entstehungsweg hinter sich haben.¹² Heute nur schwer Nachvollziehbares war zwar schon lange nicht einfach mehr die allgemeingültige Norm, doch zu lange eine häufig einfach hingennommene, nicht ganz seltene Ausnahme.¹³

Schlussbemerkung

Das hier vermittelte Sittenbild aus Schulzimmern des grösseren Teils des 20. Jahrhunderts darf nicht als verallgemeinernde Anklage gelesen werden. Sein Gegenstand ist nicht einmal die Verurteilung jeder mit einem noch so geringfügigen physischen Signal verbundenen, gerechtfertigten Missbilligung nicht zu dulddenden Benehmens junger Menschen. Es geht vielmehr darum, die Nachwelt wissen zu lassen, dass im betrachteten Zeitabschnitt schon damals als übermässig, als masslos empfundenenes Vorgehen von Erziehern nicht ganz selten existierte und dass dem, gewollt oder ungewollt, nicht *stante pede* ein Ende gesetzt wurde. Diese Tatsache hier festzuhalten, dient in erster Linie einfach dem Wissen um die Zu- und Umstände einer geschichtlichen Periode. Wenn es zugleich als Mahnung und Warnung dient, umso besser. Wenn hier zur Darstellung Gelangtes zugleich klar missbilligt wurde, so nicht, weil der Schreibende den Fehler beginge, Vergangenes

¹² Dies ergibt sich schon daraus, dass die Ursprünge der hier aufgezählten literarischen Zeugnisse sich vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis weit über dessen Mitte hinaus erstrecken.

¹³ Dies dürfte damit zusammenhängen, dass die körperlichen Sanktionen auch da, wo sie leicht als Exzess angesprochen werden konnten, doch noch zu selbstverständlich waren und damit einen Nährboden für zu weit Gehendes ergaben. Die Ablehnung von Ausuferndem bei gleichzeitiger Akzeptanz des Prinzips der Körperstrafe kommt in einem Schreiben des Vorstehers des Winterthurer Fürsorgeamts an eine sich beschwerende Mutter, datiert vom 22. Januar 1965, zum Ausdruck. Darin werden Züchtigungen zwar missbilligt. Sie hätten sich jedoch in einem Rahmen bewegt, der «in jeder geordneten privaten Familie verantwortbar erscheint» (vgl. im Buch «Zusammen allein» die Seiten 12 f. und 212).

einzig nach heutigen Kriterien zu messen.¹⁴ Er hat schon damals, als es geschah, mit vielen anderen gefunden, dass es so nicht zugehen sollte. Es ist zu begrüßen, wenn die Angehörigen einer Epoche deren Schwächen schon zu ihrer Zeit erkennen. Das gilt natürlich auch für die Jetztzeit, in der Kompetenz und Autorität der mit dem Lehren und Erziehen Beauftragten gelegentlich dünnhäutig und anmassend infrage gestellt werden.

¹⁴ Dass heutige Gepflogenheiten sich von früheren unterscheiden, lässt sich schon damit veranschaulichen, dass das Forscherteam auf Seite 173 missbilligt, dass die Heimkinder veranlasst wurden, alles, was auf den Teller kam, aufzuessen. – Als Leser fragt man sich indessen, ob den Forschern bewusst war, dass solches Aufessen auch in kinderliebenden «Normalfamilien» mehr oder weniger streng die Regel sein konnte, was Erkundigungen bei betagten Altersgenossen bestätigen. Beliebt war das bei den Kindern nicht; es wurde aber verstanden. Denn es war keine Schikane, sondern der Ausdruck einer – aus den gar nicht so lange zurückliegenden kargen Zeiten der vorangehenden Generationen – überlieferten Ethik. Dieser zufolge sollte man Lebensmittel – als Mittel zum Leben und Überleben – weder verderben lassen noch vergeuden. Dies wurde in den Jahren der Lebensmittelrationierung (1939 bis 1948) erneut aktuell.

